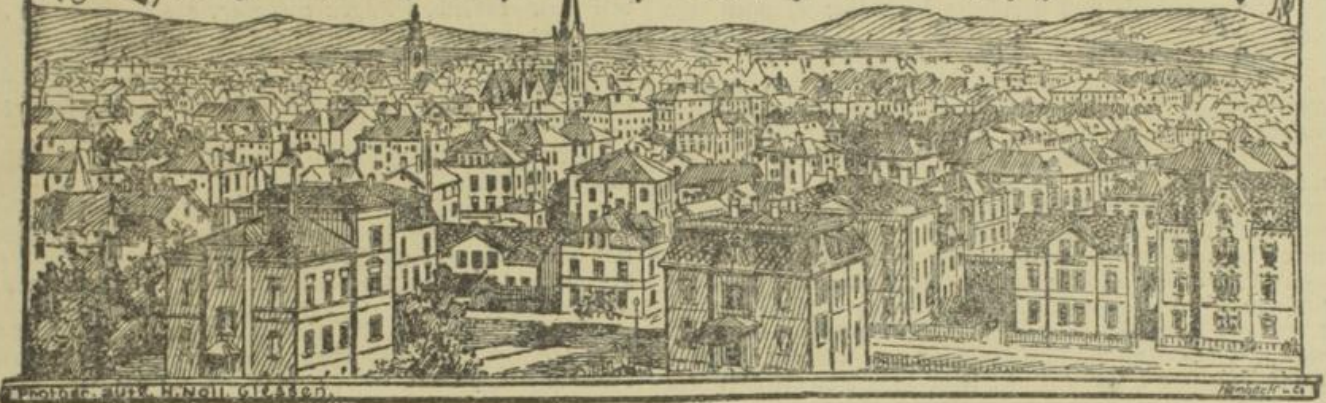


Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die hundert Tage.

Roman aus dem Jahre 1815 von M. von Witten.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Mit zitterndem Herzen, mit gestrafften Sehnen und Muskeln lauschte indessen alles, was deutsch empfand, nach Frankreich hinüber. Und ganz besonders die Offiziere des brandenburgischen Ulanenregiments, so nahe der französischen Grenze, hatten das Gefühl, als lebten sie auf einem Vulkan, dessen Ausbruch täglich, stündlich zu erwarten stand. Kunde auf Kunde sagte sich. Nicht nur Grenoble und Lyon hatten dem Verbannten von Elba unter Stürmen der Begeisterung ihre Tore geöffnet, nein! Unglaublich, unaussprechlich für ein Preußenherz: Nein, der den König Ludwig mit heiligstem Eide seiner Treue versichert, Nein, der diesem zu Tal fahrenden, alles mit sich reißenden Bergstrom einen Damm entgegensetzen sollte — Nein war mit den ihm von Ludwig XVIII. anvertrauten Truppen zu Napoleon übergegangen!

In diesem Wirrwarr von Geschehnissen, in diesem Aufbruch von Gefühlen hätte Otto von Jäger es um alles in der Welt nicht übers Herz gebracht, seiner Frau den Brief ihres Vaters auszuhändigen. Seit jenem Abend, da sie ihn seinen Gedanken allein überlassen, war mit ihr eine Wandlung vorgegangen. Es war, als hätte sie in den einsamen Stunden der Nacht den Schatten, der ihr Glück gefährden wollte, mit starker Hand für immer niedergezwungen. Ihr ganzes Wesen war seitdem durchhaucht von stetiger wunderbarer Glut; mit queltiefer Leidenschaftlichkeit gab sie sich ihrem Manne hin. Und die wenigen Stunden, die der Dienst ihnen ließ, wurden zu Stunden heiligster Erdenwonnen, die vielleicht gerade deshalb so uner schöplich tief, so beseligend leuchtend und rein, weil die Gewißheit eines baldigen Endes über ihnen lauerte, — zu Erdenwonnen, die selbst mit dem Tode nicht zu teuer erkaufte erschienen!

Nein! Nein! In dieses Paradies nicht mit der Hand frevler Zerstörung greifen! Seine fast überirdischen Seligkeiten auskosten, bis zum letzten Augenblick! Die Stunde des Scheidens kam ja früh genug — allzu früh! In ihr wollte er Toska den Brief ihres Vaters geben. —

Und dann —! Dann lief die Nachricht ein von der Flucht König Ludwigs aus Paris — und zwölf Stunden später trugen die Freundsalven der nahen Festung Thionville die märchenhafte Botschaft zu den aufhorchenden Preußen hinüber, daß der Verbannte von Elba wieder in die Tuilerien eingezogen sei und von neuem die Zügel der Regierung ergriffen habe. —

Otto von Jäger lauschte den Salutsschüssen mit zusammengebißnen Zähnen, mit heimlich geballten Fäusten.

Dabei blickte er mit mißtrauischem Auge auf sein Weib, das mit leicht gesenktem Haupte neben ihm am offenen Fen-

ster lehnte. Was ging in ihr vor? Warf der dröhnende Schall der Kanonen nicht kalte Schauer über ihren Leib?

Da — fühlte sie seinen Blick? Sie hob die Lider — sie schaute ihn an —! Diese tiefen, glutvollen Augen, dieser weiche, kirchrote Mund, diese brennenden Wangen, — es war, als flammten Feuer todesahnender, alles vergessender Liebe in ihr — und diese Flammen loderten in ihm — in ihm entgegen!

Er riß sein schönes Weib an sich und tiefer ins Zimmer hinein. Noch waren Augenblicke des himmlischen Glückes sein! —

In den beiden nächsten Nächten blieben die brandenburgischen Ulanen bei ihren gesattelten Pferden in den Ställen. Otto hatte bereits von Toska Abschied genommen und sich zum Dienst begeben.

Ruhelos schritt sie im Dienstsimmer hin und her — noch umflammt von der Glut seiner letzten Küsse. Ihr Blick, in dem das Märchenleuchten des Glückes lag, schweifte hinaus über die knospende, von einem violettfarbenen Abendhimmel überspannte Landschaft, ohne doch die duftige Schönheit zu erfassen. Von Träumen umspinnen, ruhten noch all ihre Sinne. Sie hätte nicht zu denken vermocht. In seinen Küssen lebte und atmete noch ihr ganzes Wesen. —

Da trat die Dienstmagd herein. Toska beachtete sie nicht. Gewiß! Sie wollte das Nachtmahl bringen.

„Madame —“

„Set' nur die Schüssel hin und geh.“

„Madame — ich habe den Tisch noch nicht gedeckt — da ist ein fremder Herr —“

„Mein Mann ist nicht zu Haus. Er soll morgen wiederkommen.“

„Das habe ich dem Herrn schon gesagt. Er aber will durchaus die Madame selber sprechen — oder wie er sagt, das Fräulein von Cure.“

„Mich? Unmöglich. Ich empfangen keinen fremden Herrn!“ sagte sie streng und wandte sich ab.

Die Dienstmagd aber druckte und bewegte sich nicht von der Tür.

„Nun, — hast du nicht gehört?“ rief Toska ärgerlich über die Schulter zurück.

„Madame, der Herr will sich doch nicht abweisen lassen“, kam es weinerlich. „All ihr Heiligen! Madame, da ist er schon!“

Fluchtartig entschlüpfte das halbwüchsige, flachsblonde Ding und gab den Eingang frei. Vom Flur her aber warf sie aus ihren wasserblauen Augen noch einen Blick auf den Herrn, der in seinem grauen Reiseanzug, in dem langen Rock mit dem hohen Kragen, und den langen engen Pantalons so vornehm aussah. Der aber zog die Tür hinter sich zu.

Toska starrte ihm, von Entsetzen gebannt, ins Gesicht. Und plötzlich stürzte sie mit einem Schrei, der das ganze Chaos der Gefühle offenbarte, die ihr Herz durchbebten, in seine Arme.

„Vater! Mein Vater!“

Er hielt sie umschlungen. Er drückte sie an seine Brust — „Mein Kind! — Mein Augapfel! — Mein Herzens-
trost!“ Eine Träne schimmerte in seinem Auge.

Da fühlte sie, daß er um den Heimgang der Mutter wisse, daß die Trauer um sie, einem Schatten gleich, sich auf das Glück des Wiedersehens legte, — fühlte in aufquellendem Weh, was er und sie in ihr verloren.

„Vater! Vater!“ schluchzte sie auf, ihr Gesicht an seinem Halse vergrabend.

Er verstand sie und streichelte sanft ihre Wangen, ihr Haar.

„Ja! Ja, du bist nun mein Einziges, Toska.“

Wie seine lang entbehrte Stimme sie erbeben machte! Lang versiegte Brunnen brachen in ihrem Herzen auf — durchströmten sie mit reichem, lang versunkenem Leben. Wie mitäuberschlag stieg da an der Brust des Vaters ihre Jugendzeit herauf, die sie hatte vergessen wollen, um jeden Preis, die unter Ottos Küssen wie unter Lavaglut verschüttet worden. Und sie ward sich jählings mit unabweisbarer Gewißheit bewußt, wie ihr ganzes Wesen verwurzelt war in des Vaters Wesen. Er und sie hatten zusammengehört wie Erdreich und Pflanze — wie Ader und Weizen. Die Mutter — sie war der sanftglänzende Sonnenschein gewesen, der mild wehende Wind. Und plötzlich schien es ihr, als habe ihr Herz in unaufhörlichem Bangen nur seine Heimkehr ersehnt; als sei er allein die ruhvolle Heimat ihrer Seele.

„Vater! Mein Vater!“

Im nächsten Augenblick aber brach's über sie herein mit Sturm und Drang, daß ja ein anderer von ihrer Seele Besitz ergriffen — ein Fremder, dem sie nie Gewalt über sich hätte geben sollen, und dem ihr ganzes Wesen doch zuflammte wie die leuchtende Blütenkrone des Rosenbaums dem Sommerhimmel. Wem gehörte sie zu? Keinem! Keinem! Nein beiden! schrie es in ihrer Brust. Und erschauernd in tiefster Herzensangst, einen von beiden hingeben zu müssen und doch keinen von beiden entbehren zu können, umschlang sie den Heimgekehrten noch einmal mit leidenschaftlicher Inbrunst.

„Vater! Liebstes Vater!“

„Kind! Beruhige dich doch! Ich hätte dir noch einmal schreiben — dich nicht so überfallen sollen. Aber ich glaubte dich durch meinen Brief an Mutter, den dir Onkel Eugen gesandt, hinlänglich auf mein Kommen vorbereitet.“

„Ich habe keinen Brief erhalten,“ sagte Toska mit müder Gleichgültigkeit, immer noch ihr Gesicht an seiner Schulter bergend. Das war ja alles so egal!

„Nicht? Keinen Brief erhalten? Dann allerdings! Freilich ich hätte das vernünftigerweise mit in Berechnung ziehen sollen in diesen unruhigen Zeiten!“ Und mit weicher Dieblosung drückte er sie von neuem an seine Brust. „Aber glaube mir, als ich durch meinen Bruder erfuhr, daß Mutter nicht mehr am Leben, und daß du hier im Zugemburgischen leben solltest, da war alle Ueberlegung zum Teufel! Es hielt mich nicht länger. Ich verschaffte mir durch Eugen einen Paß und reiste schnurstracks nach Schenken, und als ich dich dort nicht mehr fand, hierher nach Bettensburg. Ich mußte dich erst einmal wiedersehen!“ Fast andächtig drückte er einen Kuß auf ihr düstiges Haar. „Wußte einmal selber von dir hören —“ er schob sie von sich mit liebevollsamstem Druck und doch war dabei ein sich aufrichtendes Drohen in Stimme und Gebärde — „was Wahrheit von diesem unsinnigen Gerede —“

Da reckte sich Toska mit einem fast wilden Entschlusse auf. Mitten im Zimmer stehend, blickte sie ihm hart ins Auge.

„Alles ist Wahrheit! Ich bin das Weib eines preussischen Offiziers. Dein Bruder hat deshalb zwischen sich und mir das Tisch Tuch zerschnitten.“

Ihre Worte waren verflungen. Wie Hammerschläge bröhnten sie ihr im Hirn. Philipp von Eure aber schwieg. Dieser und tiefer senkte sich das schmalgeschnittene Haupt auf seine Brust.

Da verglomm der stahlharte Schimmer in Toskas Augen. Verzweifelt Flehen tauchte darin auf.

„Vater — Vater — und du?“

„Ich?“ Ein ächzender Atemzug. Philipp von Eures Rechte tastete nach der hohen Lehne des Stuhles, der dicht am Tische stand. „Ich hab's nicht glauben können! Nicht glauben wollen! — Aber wenn du selber — —! Leb wohl! Dann hab's ich hier nichts mehr zu suchen.“

„Vater!“

Ein Schrei abgrundtiefer Herzensnot.

Er schnitt ihm ins Herz.

„Kind“ — er streckte die Hand gegen sie aus und wich doch von ihr zurück — „daß du mir das antun konntest!“

„Vater! Beurteile mich nicht zu hart!“ rief sie flehend. „Gott ist mein Zeuge! Wie habe ich mit mir gerungen! Ich liebte ihn und du — du warst fern! Ich hielt dich für tot! Ach! — Und dann auch die Mutter war eine Deutsche —“

„Von Geburt ja! Aus Ueberzeugung nie!“ rief er ihr mit zornsprühenden Augen entgegen, als hätte sie ihm das Bild der heißgeliebten Frau durch jene Aeußerung verunglimpfen wollen. „Sie hat wie ich Napoleon aus tiefster Seele geliebt — an ihrer Brust hast du mit der Mutter, mild die Verehrung für diesen Einen, Einzigen einge-
sogen!“

„Vater — das Schicksal hatte ihn gestürzt. Er saß gefangen in Elba —“

„Daß du an seiner Wiederkehr zweifeln konntest! Toska! Toska!“ Mit einem schluchzenden Aufschrei schlug er plötzlich beide Hände vors Gesicht. Seine Schultern bebten — der ganze hochgewachsene Körper bebte wie im Krampf — sekundenlang.

Toska vermochte sich nicht zu rühren. Ihr Blut war wie erstarrt. Ihre Glieder gelähmt. In ihren Augen brannte wilde Qual.

So sanken die Hände des Vaters herab. Er richtete sich auf. Sein Gesicht war gramzerfurcht.

„Leb wohl!“

„Vater — du gehst — ?! Du darfst nicht gehen!“ Sie stürzte zu seinen Füßen nieder, umklammerte seine Kniee —

„Toska — mir bleibt keine Wahl! Mein Kaiser ruft! In wenigen Wochen werden seine Heere den Feinden gegenüberstehen, die ihm den rechtmäßigen Thron streitig machen wollen. Und unter diesen Feinden kämpft der Mann meiner Tochter! — Toska, begreift du es nun, daß ich diese Tochter verloren? — Oder —“ er beugte sich mit einem Herz und Sinn verwirrenden Blicke, in dem Jörn und Liebe, heißes Flehen und tiefste Todesstraurigkeit verschwi-
stert waren, zu ihr hinab — „oder — wollte sie mit mir gehen?“

„Gott —!“ Sie schnellte empor — von ihm zurück.

„Was verlangst du von mir?“

„Nichts, wozu dein Herz dich nicht treibt!“ sagte er mit dumpfer Ruhe. Hochaufgerichtet stand er wieder. „Du — hast — entschieden — Toska —“

Da kamen besüßelte Schritte die Treppe herauf. Die Tür wurde aufgerissen — Otto — von dem geängstigten Mädchen benachrichtigt — stürmte herein. Mit einem Blick hatte er alles begriffen.

Hier ging es um Sein und Nichtsein, — um alles gewinnen oder alles verlieren.

Mit beinahe übermenschlicher Willenskraft raffte er sich zusammen.

„Herr von Eure — Vater meiner Toska — seien Sie willkommen!“ Er streckte dem Gast die Hand entgegen.

Der aber tat, als sähe er sie nicht und schwieg in eisiger Ablehnung.

Otto von Jäger, dunkelrotbraun vom hastigen Lauf, wurde jählings aschfahl. „Erkennen Sie mich nicht?“ Seine Hand sank herab. „In Rußland waren wir Kriegskameraden.“

„Ja, da ma l s waren wir Kriegskameraden unter dem Szepter Napoleons.“ Dieser Schmerz bebte durch die Stimme des Gardeoffiziers. Mit schwerer Junge sprach er die Worte. „Damals! Und daß ich's nur gestehe — Sie waren mir lieb! Sie hatten Ihr letztes Stück Brot mit mir geteilt! — Aber heut! Heut sind wir Feinde! Sie — Ihr ganzes Volk hat sich wider Napoleon erhoben! Napoleon steht zwischen uns!“

„Da sei Gott vor! Dieser Tyrann! Dieser Abenteuerer!“

Aus Philipp von Eures Glutaugen schlugen Flammen. „Hätten Sie erlebt, mein Herr, wie dieser Abenteuerer mit tausend Soldaten den mit allen Mächten verbündeten König Frankreichs, eines Landes von dreißig Millionen Einwohnern, angreift und stürzt, wie er die ganze bestehende Ordnung der Dinge nur durch den Zauber seines Wortes, durch die Macht seiner Persönlichkeit umwirft, wie er einen Kriegszug von 20 Stunden ohne jedes Blutvergießen beendet und schließlich in Paris einzieht, von dem harrenden Volke auf den Schultern in die Tuilerien hineingetragen — dann sagten Sie: in diesem Manne herrscht ein Gott —“

„Ober ein Dämon! — Herr von Eure, lassen Sie ab von ihm! Lassen Sie ab von ihm — um Toska willen!“

Toska saß zusammengesunken auf einem Stuhle.

Das Weib, das aus ihren Augen, aus ihrem verfallenern Antlitz schrie, griff Otto ans Herz. Der Vater schien es nicht mehr zu sehen, nicht mehr zu fühlen.

„Ich von meinem Kaiser lassen?“ rief er voll flammender Empörung. „Von ihm, der mich durch so viele siegreiche Schlachten geführt, durch den ich atme — in dem ich lebe?“

„In wenigen Monaten wird er geknebelt am Boden liegen!“

„Ober die Welt liegt wie fest ganz Frankreich zu seinen Füßen. Gleichviel! Ich gehöre zu ihm bis zu meinem letzten Atemzuge! Leben Sie wohl!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Tierwelt im Kriege.

Man schreibt uns:

Nicht mit Unrecht hat man den Krieg von heute den Krieg der Maschinen genannt; sie haben in der Form von Dieselmotoren, Luftschiffen, Aeroplanen, Unterseebooten, Minen usw. eine ungeahnte Vollkommenheit erlangt, die den sechenden Truppen die Bahn zum Siege öffnet. Die weltgeschichtliche Rolle aber, die einst das Tier, insbesondere das Pferd, in Folge seiner Kriegsverwendung spielte, geht mehr und mehr zurück. Das Pferd, als „Held des östlichen Berglandes“ zuerst den alten Babyloniern bekannt geworden — Prschewalsky und nach ihm Sven Hedin haben auf den hochasiatischen Steppen das Wildpferd, den „grimmigen Scheldy“ des Abwengentlandes nach der neuen Deutung, wiederentdeckt —, ermöglichte den in ihrer Nationalität noch immer rätselhaften Hyksos oder Schasu im zweiten Jahrtausend v. Chr. die Aufrichtung einer mehrhundertjährigen Fremdherrschaft im Nilthal. Der Kampf von den Streitwagen entschied zur homerischen Zeit die Schlachten und hat sich bei den britannischen Ureinwohnern merkwürdigerweise bis zur Invasion Cäsars erhalten. Dagegen benutzten die Perser die ersten primitiven „Kriegsautomobile“, neben bespannten auch unbespannten sogenannten Sichelwagen, die auf abschüssigem Gelände gegen die damals bekanntlich nur geschlossen sechenden Truppen losgelassen wurden. Eine entscheidende Rolle spielte das Pferd noch zu Beginn der Neuzeit bei der Eroberung Mexikos durch Cortez, wo die paar spanischen Reiterinnen den mit dem Pferd völlig unbekanntem Indianern als übernatürliche Zwitterwesen erschienen und oft genug durch ihr bloßes Erscheinen ganze Stammesaufgebote in die Flucht jagten. In den neueren Kriegen tritt neben der Kavallerie das Trainwesen immer mehr in den Vordergrund, das ein zahlreiches und ausdauerndes Pferdmaterial erfordert; erst in jüngster Zeit beginnt auch hier der Motorwagen seinen Siegeszug. Aber damit ist das Pferd auch als Transporttier noch lange nicht ausgeschaltet, und die schweren Belagerungsgeschütze z. B. wären einfach verwendungsunfähig, wenn sie auf durchweichten Schienen nicht durch einen Vorspann von 20 bis 24 und mehr Pferden vorwärts geschleppt würden. So bleibt dem „Hafermotor“ noch immer seine gebührende Bedeutung im modernen Kriege. Außer ihm hat sich, wenn man von dem zur Ernährung nötigen Schlachtvieh abieht, eigentlich nur die schon im klassischen Altertum zur Uebermittlung von Nachrichten benutzte Brieftaube als Kriegstier durch den Lauf der Jahrhunderte erhalten. In den Heeren des Orients, des Pyrrhus, und der Karthager war der Kriegselefant lange eine furchtbare Waffe; heute erscheint der intelligente Dickschäuter noch in der anglo-indischen Armee als Zugtier für Geschütze und Bagagefahrzeuge. Die Kunst der Zählung und Kriegsabrichtung des afrikanischen Elefanten ist bekanntlich seit den Tagen des Altertums verloren gegangen, auch die hochinteressanten, auf Veranlassung des verstorbenen Belgierkönigs Leopold im Kongostaat unternommenen Zählungsversuche blieben erfolglos. Vereinzelt findet sich in den Eroberungskriegen der Araber seit Mohammed das Kamel verwendet; sein Name ist vereinzelt in der von den Annahisten sogenannten „Schlacht des Kamels“, in der Ali über Uscha, die fanatische Witwe Mohammeds, stieg, die, in einer Gänze auf dem Rücken eines Kamels stehend, die Thronen im verzweifeltsten Widerstand anspornete. Dessen als Kriegskämpfer sind berühmt geworden durch den Marsch Han-

nibals in den Bergen hinter Capua, wo der geniale Punier viele tausend Tiere mit brennenden Strohblüden an den Hörnern in den nächtlichen Bergwald jagte und so die Römer über den Abzug seines Heeres täuschte. Kriegsuhne zum Angriff auf die Indianer abgerichtet, führte Cortez mit sich; im Berliner Museum für Völkerkunde befinden sich noch ein paar gleichzeitige indianische Zeichnungen, die drastisch den panischen Schrecken malen, den die Bluthunde auf die Eingeborenen ausübten; heute findet der treue Begleiter des Menschen noch im Spir- und Sanitätsdienste im Felde Verwendung. Aus dem Reich der Vögel haben neben den auch heute noch wichtigen Brieftauben die Gänse weltgeschichtlichen Ruhm erlangt; sie retteten bekanntlich durch ihr melodisches Schnattern das Kapitoll. Sonst haben aus der Tierwelt nur noch die — Schnecken einmal eine Rolle in der Kriegsgeschichte gespielt. Als in dem großen numidischen Kriege, wie Sallust erzählt, Marius schon lange eine äußerst starke Bergfeste Jugurthas vergeblich belagerte, entdeckte ein ligurischer Soldat zufällig in der Umgegend zahlreiche Schnecken, die ihm von seiner italienischen Heimat her ein Vederbissen waren. Beim Nussfuchen seiner Lieblings Speise verlor er sich mehr und mehr im Fessengewirr und bemerkte schließlich, daß er sich auf einem zur Festung führenden Schleichpfade befand. Marius wurde sofort davon benachrichtigt und eroberte mit Hilfe dieser Entdeckung in kurzem das Bollwerk. R. N.

Die riesenhafte Schlachtfrent.

Von unserem militärischen Mitarbeiter.

Die gewaltige Ausdehnung der Schlachtfrent in Nordfrankreich und nun auch in Rußland ist neben so vielen andern Erscheinungen des jetzigen Krieges ein Zeichen für den gewaltigen Wandel in der Gefechtsweise gegen vergangene Zeiten. Vor der Einführung der Feuerwaffen hat der Angreifer seine Heeresmassen auf schmaler Front in geschlossenen tiefen Formationen angehäuft, weil nur mit solchen Heereskolonnen der Stoß gegen den Feind wirksam ausgeführt werden konnte. Ein Krieger war auf die Unterstützung des anderen angewiesen, und darum mußte Mann an Mann sich gegenseitig helfen. Auch der Verteidiger mußte in dieser Weise kämpfen, wenn er dem Stoße widerstehen wollte. Mit der Einführung der Feuerwaffen dehnten sich die Fronten naturgemäß in die Breite, da es ja darauf ankam, jedes einzelne Gewehr in Tätigkeit und dadurch zur Wirkung zu bringen. Es entstand eine Linientaktik, in der Mann neben Mann im Gieße standen hat. Und hinter ihnen standen gerade so viel Leute als schießen konnten, zwischen den Schultern der Vorderleute hindurch, oder über die knienden vorderen Glieder hinweg.

Dadurch wurde nun die Front dünner, aber länger, und um diese Linie gegen den Durchbruch zu schützen, postierte man dahinter ein zweites oder ein drittes Treffen. Die Frontbreiten der linearen Taktik aber waren trotzdem nicht ausgezehrt. Bei Borndorf standen 42 000 Russen in einer Front von 3500 Mtr., die 36 000 Preußen waren nur wenig breiter. Bei Leuthen hat sich die übergroße Ausdehnung des österreichischen Heeres von 80 000 Mann mit der Schlachtfrent von 8 Km. empfindlich gefraßt. Denn das Heer Friedrich II., das auf drei Kilometer 32 000 Mann entwickelte, griff den linken Flügel der Oesterreicher an und rollte die ganze Linie auf. Die unausgebildeten Heere der Revolutionszeit führten das Tirailleurgefecht ein. Die starre alte Form bei den Gegnern konnte dieser schmiegsamen breiten Linie nicht standhalten, und die Heere des Feindes mußten ebenfalls ihre Reihen öffnen und dünne Schützenlinien in Anwendung bringen. Die nachher erfolgte Einführung von gezogenen Gewehrläufen hatte auf die Ausdehnung der Schlachtfelder zunächst keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt. In der Schlacht von Königgrätz standen 215 000 Oesterreicher in einer Front von 10 Km., die Front der Preußen war zu Beginn der Schlacht nur wenig länger, und sie erreichte schließlich 15 Km. für 220 000 Mann. Auch die Schlachten des deutsch-französischen Krieges bieten kein wesentlich verändertes Bild. Von den Kämpfen des russisch-türkischen Krieges 1877/78 lassen sich keine zweifellos zutreffenden Schlüsse ziehen, weil die bedeutenden Kämpfe um das eingeschlossene Plewna ausgefochten worden sind, und die Kräfte dabei zu ungleich waren.

Erst in der neuesten Zeit ist in Bezug auf die Ausdehnung der Schlachtfrent ein bemerkenswerter Wandel durch die außerordentliche Vervollkommenung der Waffen eingetreten. Der russisch-japanische Krieg hat militärische Tatsachen vor Augen geführt, die alle bis dahin gültigen Regeln über die Ausdehnung der Gefechtsfronten erschüttert haben. Um nur einige Beispiele aus dem Verlauf dieses Feldzuges herauszugreifen, sei nur erwähnt, daß in der Schlacht am Scha-ho die Frontlänge der Russen mit 200 000 Mann 55—60 Kilometer betrug. Ihnen gegenüber standen die Japaner, etwa 170 000 Mann, in einer Ausdehnung von 60 Kilometern. Diese Schlacht ist darum für die Beurteilung der Frontbreiten von Bedeutung, weil beide Gegner angriffsweise voringen, so daß diese breite Front nicht etwa durch eine verschanzte

Stellung erklärt wird, und ferner, weil die Kämpfe einige Tage lang fortgesetzt wurden, ohne daß die Ausdehnung der Gefechtsfront wesentlich verändert worden wäre. Die verschanzte Stellung der Russen bei Mukden war noch breiter. Sie war ursprünglich nicht etwa als eine Stellung für die Schlacht gedacht, sondern man blieb einfach an jenen Punkten mit den Maschinen stehen, wo die Angriffs- und Verfolgungskraft des Feindes erlahmt war.

Die Abschätzung langer Frontbreiten ergibt sich am treffendsten aus dem Beispiel, daß in der deutschen Front bei Gravelotte durchschnittlich auf jeden Kilometer 13 000 Mann, in der japanischen bei Mukden nur 2800 Mann gestanden haben. Auf derartig breiten Fronten aber ist die Feuerlinie niemals fast lückenlos; es ergibt sich dies schon aus der Beschaffenheit des Geländes. Wer angreift, wird die vom Feuer des Gegners leicht bestrichenen Räume meiden, und sie besser durch Artillerie halten lassen. Was in den unbefestigten Streden an Streitern gespart wird, das verstärkt die Summe der zurückgehaltenen Kräfte. Die Reglements- und Ausbildungsvorschriften aller Armeen aus der neuesten Zeit tragen nun den Erfahrungen in Ostasien Rechnung und nehmen schon auf die erweiterte Ausdehnung der Gefechtsfronten Bedacht. Und daß diese Vorsorge richtig und zeitgemäß war, das ergibt sich aus der Tatsache des wochenlangen harten Ringens in Nordfrankreich in der gewaltigen Frontbreite. Eg.

Vermischtes.

* Wie ein Italiener die deutschen Truppen sah. Die italienischen Kriegsberichtersteller, die auf ihren Fahrten durch das nördliche Frankreich in die deutschen Linien gerieten und gefangen genommen wurden, schildern jetzt in spaltenlangen Briefen die Wechselfälle ihrer Gefangenschaft, die schließlich in Aachen ein Ende nahm. Besonders bemerkenswert ist die Tatsache, daß diese Italiener, die bisher in ihren Pariser Briefen durchaus unter dem französischen Einfluß standen, bei dieser ersten näheren Berührung mit den deutschen Soldaten ganz offensichtlich ihr Urteil ändern und unseren Tapferen im Felde mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das ist umso mehr anzuerkennen, als sie persönlich recht unangenehme Erfahrungen machen mußten und die Fahrt im Eisenbahnwagen nach Aachen, die sie inmitten von Turbos zurücklegen mußten, ihnen als einer der schlimmsten Augenblicke ihres Lebens erscheint. Carlo Scarfoglio erzählt in der „Stampa“, wie er im Gespräch mit deutschen Offizieren und in seinen Erlebnissen im deutschen Lager durchaus nicht die bei den Franzosen herrschende Meinung bestätigt gefunden habe, daß sich bei den deutschen Truppen Anzeichen der Demoralisation bemerkbar machten; beide Parteien glaubten am Vorabend eines großen Sieges zu sein, und wären entschlossen, den Krieg bis aufs äußerste zu führen. Als Scarfoglio die deutschen Soldaten näher kennen gelernt hatte, schilderte er sie folgendermaßen: „Diese Soldaten sind brave Leute. Das Leben, das sie führen, ist von einer kindlichen Einfachheit. Um einen großen Tisch sitzend, unter dem Licht von Lampen scherzen und lachen die Leute mit dem blonden Bart und den vieredigen Gesichtern, die an die Wifinger erinnern, von denen sie abstammen. Sie rauchen große Pfeifen oder Zigarren und Zigaretten, die sie unaufhörlich als Geschenke erhalten. Wir sehen gerade viele davon mit der Wundpost ankommen. Der Offizier, der sie verteilt, liest mit lauter Stimme einen Namen, und der aufgerufene Soldat antwortet mit einem Scherz, der den ganzen Saal in Heiterkeit versetzt. Im allgemeinen muß ich sagen, daß ich nichts von der völligen Trennung zwischen Offizier und Soldaten bemerkt habe, von der man in Frankreich spricht; im Gegenteil herrscht eine schöne Vertraulichkeit zwischen dem deutschen Soldaten und seinem Offizier. Die Ausföhrung der Befehle ist streng, aber die Disziplin ist wenigstens in Kriegszeiten viel biegsamer, als man im Auslande glaubt. Das ist der Grund, weshalb die französischen Zeitungen unrecht haben, wenn sie von den von ihren Offizieren gepeinigten Soldaten und von Regimentern, die mit Schlägen zum Feuer geführt würden, sprechen. Ich habe nicht eine einzige Brutalität gesehen.“

* Die „dicke Bertha“. (Wie Spitznamen entstehen.) Als das berühmte 42-Zentimeter-Geschütz, die größte Ueber-raschung des gegenwärtigen Weltkrieges, zum erstenmal vor Lüt-tich in Tätigkeit trat, konnte es nicht ausbleiben, daß ihm der Soldatenhumor seinen Spitznamen beilegte. Denn beim Militär entgeht niemand und nichts seinem Spitznamen, vom Kommiss-brot, der „Kaiser-Wilhelm-Torte“ über den Mottenmajor (Kam-merunteroffizier) bis zum Träger der Sieglackshose oder der Sieg-lacksbuzen, dem General. Kaum waren die neuen Geschütze auf dem Plan, so waren für sie schon unter den Soldaten Scherzbe-zeichnungen im Schwange wie „Jericho-Kanone“, „Brunner“, „saule Grete“, „dicke Marie“, „dicke Barbara“ usw. Seitdem der erste hohenzollernsche Fürst in der Mark gegen die Hing-burgen der Duitzows die bekannte „saule Grete“ hatte auffahren lassen, die freilich sehr fleißig gearbeitet, aber wegen ihrer schwe-ren Beweglichkeit den angeführten Beinamen erhalten hat, müssen sich gewöhnlich alle übermäßig großen Geschütze die Bezeichnung „saule Grete“ gefallen lassen; in Berlin hieß so bis zum Jahre 1870 die im Zeughaufe aufbewahrte zum Geschlecht der Mauer-

brecher gehörende große Lübecker Kanone, jetzt gibt der im Kasanienwäldchen aufgestellte vom Mont Valerien bei Paris stammende „Bullerjahn“ im Berliner Volksmunde als „saule Grete“. Bei dem Spitznamen „dicke Barbara“ hat man an das heilige Barbara zu denken, die der deutsche Artillerist, auch der protestantische, als seine Schutzpatronin verehrt. Nun wurde auf einmal aus Esien, der Heimat der 42er Kanone, die Mitteilung verbreitet, daß dort dieses Geschütz die Bezeichnung „Die fleißige Bertha“ führt. Das Wort „fleißig“ sollte den direkten Gegenjah zur Bezeichnung „saule“ in dem Spitznamen „saule Grete“ darstellen, mit dem Namen „Bertha“ sollte Frau Bertha Krupp, die Besitzerin der größten Kanonengießerei der Welt, in der dieses Weltwunder geschaffen wurde, geehrt werden. Der Soldaten-humor nahm von dieser Benennung Notiz, aber nur zur Hälfte, er nennt seitdem das Geschütz „Die dicke Bertha“. Die Be-zeichnung „Die fleißige Bertha“ klang zu sehr ausgeklügelt; Frau Bertha Krupp muß es sich nun gefallen lassen, daß in der neuen Bezeichnung ihr Vorname in Verbindung mit der etwas bespel-terlichen Bezeichnung „dicke“ erscheint. In Sachen der Spitz-namen läßt sich nun einmal der Volkswitz und also auch der Soldatenhumor nicht kommandieren. Inzwischen hat die Be-zeichnung „Die dicke Bertha“ auf der ganzen Linie gesiegt; in sämtlichen Berichten, Feldpostbriefen usw. vom westlichen Kriegs-schauplatz trifft man fast durchweg nur diese Benennung an.

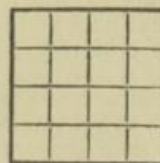
Sprachede des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Kaufmannsdeutsch I.

Frühere Bezeichnung	Jetzige Bezeichnung
Adresse	Ausschrift
Aktia	Anteil, Anteilchein
Annonce	Anzeige, Ankündigung
Assekuranz	Versicherung
Avis	Nachricht, Bericht
Bilanz	Abschluß, Aufstellung
Blankokredit	offener Kredit, offene Vollmacht
Branche	Fach, Zweig
Bruttogewicht	Rohgewicht, -gewinn
Coupon	Zinschein
dato	heute
nach dato	nach heute
Debet	Schuld
deklarieren	erklären
denaturieren	ungenießbar machen
diskontieren	kaufen (Wechsel)
diskret	verschwiegen
diversa	verschiedene
Duplikat	Abschrift, Doppelausfertigung
Effekten	Wertpapiere
Emballage	Packung, Verpackung
Engagement	Anstellung, Verbindlichkeit
Faktura	Rechnung
Firma	Name, Haus, Handlung, Geschäft
Fonds	Mittel, Staatspapiere
franko	frei
Generalpolice	Hauptversicherungsschein
girieren	begeben, überweisen, übertragen
Hypothek	Grundschuld
Immobilien	unbewegliche Güter (Grundstücke und Gebäude)
in blanko	offen
Indossament	Bemerk auf der Rückseite, Ueber-tragungsvermerk
inklusive	einschließlich
Journal	Tagebuch

Nach Engels Kaufmannsdeutsch.

Magisches Quadrat.

In die Felder nebenstehenden Quadrats sind die Buchstaben A A E E H H L L M O O R R S S derart einzutragen, daß die wagerechten u. senkrechten Reihen gleichlautend folgendes bedeuten:



- 1. Ein Tier.
- 2. Römische Gottheit.
- 3. Ungarisches Komitat.
- 4. Einen Baum.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Schach-Aufgabe in voriger Nummer:

- Weiße: 1) Sf3 - g5, 2) Sg5 - f7, 3) T setzt Matt.
- Schwarze: b4 n. c3 od. A.) Beliebig.
- A.) 1) Kh5 n. g5, 2) Lc3 - d2 †, 3) T setzt Matt. Kg5 - h5.